

(Nachdruck verboten.)

21

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Einzelne Hennen liefen in das Gestrüpp der Böschung und begleiteten die Barke. Scharen von Enten flatterten um den Bug und trübten den Spiegel des Kanals, in welchem die Hüften des Fleckens, die angerammten schwarzen Barken und die Strohdächer der Kalkästen, auf deren Spitzen Holzkreuze befestigt waren, als wolle man die Nale unter den göttlichen Schutz stellen, verkehrt auftauchten.

Als das Postboot den Kanal verlassen, fuhr es mitten durch die Reisplantagen, ungeheure Felder flüssigen Schmutzes, aus welchem bronzefarbene Halme aufragten. Die Schnitter, die bis zur Hüfte im Wasser standen, näherten sich, die Sense in der Hand, mit regelmäßigen Schritten, und die schwarzen Barken, die so eng wie Gondeln waren, fingen in ihrem Schoß die Garben auf, um sie nach den Dreschbänken zu überführen. Inmitten dieser Flußvegetation, die gleichsam eine Verlängerung der Kanäle bildete, erhoben sich hier und da auf Schlamminseln kleine weiße Häuser, aus denen Kamme aufragten. Hier waren die Maschinen untergebracht, die je nach den Bedürfnissen der Kultur die Felder überschwemmten oder austrockneten.

Die hohen Böschungen verdeckten das Netz der Kanäle, — breite Fahrstraßen, in denen die mit Reis beladenen Segelbarke langsam einher schwammen. Ihre Borderteile blieben unsichtbar und die großen dreieckigen Segel glitten wie auf dem Festland schreitende Gespenster über den grünlichen Grund der Felder.

Die Passagiere betrachteten mit Kennermiene die Felder, gaben ihre Meinung über die Ernte ab und beklagten das Schicksal derer, die die Feuchtigkeit der Reisplantagen umbrachte.

Die Barke schwamm durch ruhige Kanäle auf einem gelblichen Wasser, das die goldenen Reflexe des Lees aufwies. Unten neigten die Flußgräser unter dem Druck des Riels ihre Häupter, und das Bittern der Pflanzen wurde durch die Stille und Reinheit des Wassers noch stärker. In den kurzen Augenblicken, in denen die Unterhaltung schwieg, hörte man den mühsamen Atem des auf einer Bank liegenden armen Kranken, und das zähe Knurren Canamels, wenn er, den Kopf geneigt und das Kinn auf die Brust gepreßt, schwerfällig aufatmete. Von den fernen, fast unsichtbaren Barken hörte man, durch die ruhige Luft noch verstärkt, das Geräusch einer auf die Schiffsplanken fallenden Ruderstange, das Knistern der Masten und die Stimmen der Schiffer, die sich an den Kreuzungspunkten der Kanäle anriefen, um nicht gegeneinander anzulaufen.

Der Schiffsführer mit dem abgeschnittenen Ohr ließ plötzlich seine Stange sinken, sprang über die Beine der Passagiere an das andere Ende der Barke und begann sein Segel zu richten, um den leichten Nachmittagswind zu benutzen.

Man war in den See eingelaufen, den mit Viehgras versperren und mit kleinen Inseln besäten Teil, den man mit einer gewissen Vorsicht befahren mußte. Zur Linken zeigte sich die dunkle und wellenförmige Linie der Dehesa-tannen, die den Abusera vom Meere trennt; ein Urwald, der sich meilenweit erstreckt, in dem wilde Stiere weiden und in dessen Schatten die Schlangen leben, die wenig Leute gesehen haben, von denen aber alle in den Spinnstuben sprechen. Auf der entgegengesetzten Seite liegen die ungeheuren Ebenen, die sich in unabsehbarer Ferne verlieren und die Reisplantagen von Sollana und Sueca bilden. deren Linien mit den fernen Bergen verschmelzen. Massen schwarzer, glibbriger Gräser stiegen wie schleimige Fühlfadentwürmer aus dem Grunde auf und rollten sich um die Stange des Schiffers. Vergeblich tauchte der Blick in die dunkle, verpestete Vegetation, in der es von den Tieren wimmelt, die im Schmutze leben. Aller Augen sprachen denselben Gedanken aus; wer da hineinfuhr, hatte große Mühe,

wieder herauszukommen. Eine Ochsenherde weidete an den mit Schilf bewachsenen Ufern, am Rande der zur Dehesa gehörenden Sümpfe. Einige von ihnen waren in die Nähe der kleinen Inseln geschwommen, standen bis zum Bauch im Schmutz und stampften lärmend mit ihren dicken Füßen. Es waren große, schmutzige Tiere mit ungeheuren Hörnern, die Schnauze voller Speichel und den Rücken mit Schlamm bedeckt. Stolgen Blickes schauten sie der Barke nach, die zwischen ihnen durchfuhr, schüttelten ihren Kopf und schleuderten Schwärme dicker Stechmücken, die ihnen auf die Stirn gefallen waren, rings umher. In einiger Entfernung sahen die Leute der Barke auf einem kleinen Hügel, der in Wirklichkeit nur eine dünne Schmutzunge zwischen zwei Wassern bildete, einen Menschen sitzen. Die Bewohner von Palmar kannten ihn.

„Das ist Sangonera,“ riefen sie, „der Trunkenbold Sangonera.“

Die Güte schwenkend, fragten sie ihn, wo er diesen Morgen gestohlen, und ob er die Absicht hätte, auf diesem Hügel zu schlafen. Sangonera blieb unbeweglich; da ihm das Geschrei und das Lachen jedenfalls lästig war, so stand er auf, machte eine leichte Pirouette und verabreichte sich mehrere Schläge auf den Rücken, indem er sich ernsthaft mit komischem Ausdruck der Verachtung verneigte.

Als er aufgestanden war, wurde das Gelächter, das sein seltsamer Anblick erregte, noch heftiger. Er trug einen Hut, an dem ein großer Strauß von Blumen der Dehesa befestigt war. Um seine Brust und seinen Gürtel waren Girlanden von wilden Glockenblumen gewickelt, wie sie unter dem Uferschilf wachsen.

Alle lachten und machten sich über ihn lustig.

„Der berühmte Sangonera, er hatte nicht seinegleichen in den anderen Dörfern des Sees.“

Sagonera hatte den unerschütterlichen Entschluß gefaßt, nicht zu arbeiten, wie es der Rest der Menschheit tat; er behauptete, die Arbeit wäre eine Beschimpfung Gottes, und verbrachte den Tag damit, jemand zu suchen, der ihn beim Trinken freihielt. Er betrank sich in Berello und schlief in Palmar; er trank in Palmar und erwachte am nächsten Tage in Saler, und wenn zufällig auf dem Lande irgend ein Fest stattfand, so fand man ihn in Silla oder Catarroja. Es war ein wahres Wunder, daß man seine Leiche nicht in irgend einem Kanal fand, denn er machte so viele Reisen in der größten Trunkenheit, zu Fuß durch den See, an der Grenze der Reisplantagen entlang, die so schmal wie eine Art-schneide war; das Wasser reichte ihm bis zur Brust, wenn er durch die Gräben stolperte, in die niemand sich anders als in der Barke wagte. Der Abusera war sein Haus. Sein Instinkt als Sohn des Sees ließ ihn jede Gefahr vermeiden, und so manche Nacht, wenn er in Canamels Schänke erschien, um sich ein Glas zu erbetteln, hatte er den Tanggeruch und die schleimige Berührung eines Nales.

Der ewig brummende Schänkwirt murmelte, als er diese Unterhaltung anhörte:

„Sagonera, ein unverbesserlicher Laugenichts! Mehr als tausendmal hatte er ihn aus der Schänke gewiesen.“

Und die Leute lachten, während sie sich an den seltsamen Aufzug des Bagabunden erinnerten, an seine Monie, sich mit Blumen zu schmücken und sich jedesmal wie ein Wilder mit Girlanden zu umwinden, wenn sein hungriger Magen anfang, die Wirkung des getrunkenen Weines zu verspüren.

Die Barke fuhr in den See ein. Zwischen zwei Pflanzenlinien, die den Quais eines Hafens ähnelten, sah man eine große, glänzende, helle Wasserfläche von weißlichem Blau auftauchen. Das war der Aluent, der wahre Abusera, das freie Wasser mit seinen Schilfbüscheln, die sich auf weite Entfernungen ausdehnten und in die sich die Seebögel flüchteten, die die Jäger der Stadt so eifrig verfolgten. Die Barke fuhr am Ufer der Dehesa entlang, wo einzelne mit Wasser bedeckte Sümpfe sich nach und nach in Reisfelder verwandelten.

Ein muskulöser Mann zog aus seiner Barke Körbe mit Erde, die er auf eine kleine, von schlammigen Gräben umgebene Lagune schüttete. Er erregte die Bewunderung der Passagiere. Das war der Onkel Toni, der Sohn des Onkel Paloma und seinerseits wieder der Vater Tonets, des Ruba-

werk. Als man den letzteren nannte, blickten mehrere ironisch Canamel an, der weiterknurrte und nichts zu hören schien.

Es gab in ganz Albusera keinen fleißigeren Mann als den Onkel Toni. Es plagte ihn eine fixe Idee; er wollte Grundbesitzer werden, Reissfelder sein nennen und nicht von der Fischerei leben, wie der Onkel Paloma, der der älteste Schiffer des Albusera war; ganz allein — denn seine Familie, die sich von der Riefenarbeit abschrecken ließ, half ihm nur von Zeit zu Zeit, — suchte er mit der Erde, die er aus weiter Ferne mitbrachte, den Wassergraben auszufüllen, den eine reiche Dame, die damit nichts anzufangen wußte, ihm überlassen hatte.

Das war für einen einzelnen Mann eine Arbeit vieler Jahre, vielleicht sogar eines ganzen Lebens. Der Onkel Paloma machte sich über ihn lustig. Sein Sohn half ihm von Zeit zu Zeit, doch nach wenigen Tagen erklärte er, er wäre müde, und der Onkel Toni setzte mit unerschütterlichem Vertrauen und Eifer sein Werk fort, mit alleiniger Hilfe der Wolda, eines armen Geschöpfes, das seine verstorbene Frau aus dem Findelhause geholt hatte, einer äckerst schüchternen Person, die aber bei der Arbeit dieselbe Fähigkeit zeigte wie er selbst.

„Guten Tag, Onkel Toni, laßt Euch nicht entmutigen. Ihr werdet bald Reis auf Eurem Felde säen.“

Und die Barke entfernte sich, ohne daß der eifrige Arbeiter den Kopf länger als eine Sekunde erhoben hätte, um auf den ironischen Gruß zu antworten.

In einiger Entfernung sah man in einem Boot, das nicht größer als ein Sarq war, den Onkel Paloma neben einer Reihe Pflöcke, auf denen er seine Netze ausspannte, um sie am nächsten Tage wieder einzuziehen.

In der Barke stritt man sich, ob der Alte neunzig Jahre wäre oder ob er sich schon dem hundertsten näherte.

„Was der Mann gesehen hat, ohne aus Albusera herauszukommen! Und mit was für Leuten der zusammengelommen war . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Januar.

Am 31. Dezember stand Brichle neben seiner Laube, um von dieser, der Parzelle, dem nassen Dreieck und dem alten Jahr zugleich Abschied zu nehmen. Es war schon dunkel und ich konnte nicht sehen, ob er alledem eine Träne nachgeweiht hat; ich glaube es aber kaum. Das nasse Dreieck hat ausgehört zu bestehen, es wird der Bebauung erschlossen und der Generalpächter hat daher allen Kolonisten zum 1. Januar gekündigt. Noch rechtzeitig vor Eintritt des Frostes hat Brichle alles abgeräumt, die Pflanzen, die ihm lieb und wert waren, und die er deshalb nicht im Stiche lassen wollte, seine Erdbeeren, Himbeerensträucher und Blütenlauden ausgegraben und weiterab auf dem noch nicht gefährdeten Grundstück eines guten Freundes eingeschlagen, bis er für sie ein neues Unterkommen hat.

Brichle ist lange mit sich zu Rate gegangen, ob er neues Land pachten oder eine Parzelle kaufen solle. Für das Kaufen schwärmt er eigentlich nicht, denn das kleine Geld ist jetzt bekanntlich überall rar, und bei Brichles, im Hinblick auf die vielen Töchter, ganz besonders rar. Trotzdem hat er sich schließlich nach Rücksprache mit mir angekauft; es fehlt ihm die Lust, sich weiterhin auf unheimlichem Pachtlande abzuplagen und sich dann immer und immer wieder, wenn die Sache in Gang kommen will, mit dem ganzen Kram an die frische Luft setzen zu lassen. Er hat, wenn er hinaus nach dem nassen Dreieck fuhr und auch weiterhin an der ganzen Ostbahnvorortstraße und an den Union der Görlicher, Behrter und Stettiner Bahn überall die großen Paläste der Herren Grundstückspekulanten: Krieger u. Krieger, Drittel u. Büttel, Schall u. Wilschla, und wie sie sich alle nennen mögen, gelesen, die in weithin sichtbaren Lettern bekannt geben, daß bei ihnen billige Parzellen zu haben sind. Sie werden da, je nach Entfernung der betreffenden Lokalisation und je nach ihrer Lage zu dieser selbst, wenn sie nicht gerade besondere Zukunftsaussichten haben, die zumeist Zukunftsmusik sind, mit 5 bis 8 oder 10 Mark pro Quadratruß angeboten, im Gegensatz zu den sogenannten Spekulationsterrains der westlichen Vororte, die nicht selten 1000 Mark, ja das Doppelte und mehr pro Quadratruß kosten, so daß man schon goldene Pflaumen und silberne Äpfel züchten müßte, um bei solchen Wucherpreisen eine annehmbare Bodenrente zu erzielen. Aber auch die Billigkeit der sogenannten Parzellenverkehrsgrundstücke in ungünstiger gelegenen Gegenden ist nur eine Scheinware. Die zahlreichen Grundstückspekulanten, die ganze Komplexe von den bauerlichen Besitzern zu Parzellenverdingungen aufkauften, die Straßenlinien festlegen und durch ruppige, ohne jedes Verständnis aufgepfanzte Alleeebäume, die bald windschief und trocken werden,

markieren, erzielen späterhin beim Verkauf der einzelnen Parzellen Reingewinne von 100 und mehr Prozent. In den entlegenen Gegenden hat der ganze preußische Morgen des mindertwertigen märtlichen Sandbodens einen durchschnittlichen Wert von 600 bis höchstens 1000 Mark. Noch geringer ist dieser reelle Wert da, wo es sich um Sumpfland handelt, da der Käufer dieses erst mit Gräben durchziehen und dadurch trocken legen muß, bevor er überhaupt an irgend eine Anpflanzung denken kann.

Brichle hat bisher eine ungeheuer Vorstellung vom Umfang einer Quadratruß gehabt, denn 14 Quadratmeter, so meinte er, sind keine Kleinigkeit. Nachdem ich ihm aber klar gemacht habe, daß ein Berliner Zimmer von bescheidener Größe durchschnittlich einen Flächenraum von mindestens zwei Quadratrußen bedeckt, und einer jener preußischen Eisenbahngüterwagen mit der interessantesten Aufschrift: „40 Mann oder 6 Pferde“ auf einer Quadratruß nicht Platz findet, stellt er sich nun die Quadratruß wesentlich bescheidener vor. Ich habe ihm gesagt, daß eine Parzelle, die einem kleinen Hausbau bei rationaler Verarbeitung den Bedarf an Kartoffeln, Gemüse und später auch an Obst liefern soll, mindestens 80 bis 100 Quadratrußen groß sein muß, zumal späterhin ein entsprechender Raum für den beabsichtigten Hausbau der Bodenrente entzogen wird, und daß ich den Ankauf einer Parzelle, deren Größe weniger als 60 bis 65 Quadratrußen beträgt, nicht empfehlen könne.

Dem Wunsche des Herrn Brichle entsprechend, habe ich mit ihm Umschau nach einer geeigneten Parzelle gehalten und wir haben dann in einem Vorort der Ostbahn das Gewünschte gefunden. Er hat das Stüchlein Erde unter Umgehung des Zwischenhandels aus erster Hand von einem Bauern für 400 Mark gekauft und bei der Auflassung in bar bezahlt. Ich habe ihm von vornherein gesagt, daß es mit der Zahlung des Grundstückspreises, der erst am Tage der Auflassung dem zuständigen Notar zu entrichten ist, nicht getan sei, daß noch weitere Ausgaben seiner harrten. In dem Kaufvertrage wird gewöhnlich dem Kolonisten die Verpflichtung auferlegt, das erworbene Grundstück in ortsüblicher Weise einzufriedigen zu lassen. Diese ortsübliche Einfriedigung ist der Drahtzaun, für den in sicherer Gegend eine Höhe von 1,20 Meter genügt, während bei größerer Unsicherheit eine solche von 1,50 bis 1,70 Meter angebracht erscheint. Es werden bei der ortsüblichen Einzäunung Kiefernrundholzpfosten auf je 5 Meter Abstand und je 1 Meter tief in den Boden gesetzt, alsdann diesen entlang das verzimfte, nicht zu weitläufige Drahtgesecht straff aufgespannt, oben und unten mit je einer Eisendraht versteift, zum Schluß wird noch ein Stacheldraht über die Spitzen der Pfähle hingeleitet. Je nach Höhe des Zaunes, je nach Maschenweite und Drahtstärke des Gitters schwanken die Preise zwischen 1 und 2 Mark für den laufenden Meter. Man fährt meistens am besten, wenn man einem der in der Kolonie ansässigen kleinen Handwerker die Aufstellung des Zaunes überträgt, da die großen Unternehmer fast durchweg höhere Preise fordern. Wer das Zeug dazu hat, setzt sich den Zaun selbst; er wird dann die notwendigen Pfähle in einer Holzhandlung für durchschnittlich 60 Pfennig das Stück erwerben können. Es soll nur trockenes Rundholz zur Verwendung kommen, da frisches von geringerer Dauer ist. Treten der Pfähle oberhalb des unteren Drittels erhöht die Haltbarkeit. In unferem stark zehrenden Sandboden muß man damit rechnen, daß beste Kiefernrundholzpfosten nach 6 bis 8 Jahren über dem Boden abgefaßt sind und erneuert werden müssen. Von bedeutend längerer Haltbarkeit sind die allerdings schwer erhältlichen Azazienpfosten und ausrangierte eichene Schienenpfosten, die aber nur für niedrige Zäune in Frage kommen. Alle Geströhre von entsprechender Länge überdecken alle Holzpfosten an praktischer Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit.

Die erste Sorge des angehenden Parzellenbesizers ist immer die Einfriedigung des Grundstückes, an zweiter Stelle kommt dann die Unterkunfthalle oder Laube. Jeder Kolonist, der ein Stüchlein Land erwirbt, trägt sich ja mit dem Gedanken, früher oder später ein, wenn auch nur bescheidenes Wohnhäuschen auf ihm zu errichten. Das ist aber leichter gedacht als getan, denn erstens erfordert die Ausführung dieses Vorhabens immerhin nennenswerte Mittel, zweitens liegen alle billig erhältlichen Parzellen an noch unregulierten Straßen, und die Besitzer haben die Verpflichtung, wenn es zur Regulierung kommt, die auf die Straßenfront ihrer Grundstücke entfallenden Regulierungskosten höchst eigenhändig zu bestreiten. Will man nun an unregulierter Straße bauen, so hat man, wenn die Bauerlaubnis überhaupt erteilt wird, zunächst die auf das betreffende Grundstück entfallenden Regulierungskosten zu deponieren dann der Baupolizei die Bauzeichnung, d. h. Prof. I., Grundriß und Längsriß, nach Grundriß des in Frage kommenden Grundstückes mit markierter Parzelle zur Genehmigung einzureichen, und dann kann die Baureise losgehen, vorausgesetzt, daß das nötige Kleingeld vorhanden ist. Da es aber leider hieran bei den meisten Parzellenbesizern hapert, so begnügt man sich in der Regel vorläufig mit der Aufstellung einer Laube, die allerdings möglichst geräumig sein soll, da sie Wohnraum, Geräteschuppen, Lagerraum und wenn möglich auch Keller miteinander verbinden muß. In solcher Lage tut häufig ein ausrangierter Güterwagen sehr gute Dienste. Diese Wagen, die meist für Laubenzwecke noch ziemlich brauchbar sind, werden von den Eisenbahninspektionen gewöhnlich freihändig verkauft oder versteigert und zwar ohne Achsen und Räder. Der Ankauf lohnt sich da, wo die betreffende Bahn nicht zu weit vom Grundstück entfernt ist, und die Beschaffenheit

der Wege einen Transport auf kräftigem Frachtwagen bis zur Parzelle zuläßt. An Ort und Stelle setzt man dann den Kasten nicht direkt auf den Boden, sondern, wenn möglich, auf einen zu errichtenden Backsteinunterbau, so daß man trocken wohnt. Außerdem kann dann der Unterbau als Keller Verwendung finden. Erwischt man einen Wagen mit Bremshäuschen, so erhöht dies die malezische Wirkung des Ganzen; außerdem kann dann das erhöhte, vordem den Sitz des Bremfers bildende Häuschen zum Laubenschlag oder Hühnerstall ausgestaltet werden. In den Kolonien der Berliner Vororte findet man prächtige Vorbilder für die Einrichtung derartig austrangierter Eisenbahnwaggons zu Gartenhäuschen. Besonders schön wirken sie da, wo sie mit einem lauben- oder verandaartigen Vorbau versehen sind, der dann mit dankbaren Schlingengewächsen bekleidet wird.

Wir werden im nächsten Monat sehen, was weiter zu geschehen hat, wenn die Parzelle eingezäunt und die Laube errichtet ist. Hd.

Neujahr in den Bergen.

Als ich ein Kind war, erschien mir der Jahreswechsel als eine der feierlichsten und geheimnisvollsten Angelegenheiten. Ich bin zwar nie trotz tiefem Nachdenken hinter den Unterschied gekommen, welcher zwischen den letzten Minuten des ablaufenden und den ersten des neuen Jahres besteht, und ich habe es auch nie fassen können, weshalb die guten Vorläufe, mit welchen ich am Silvesterabend regelmäßig sehr verschwenderisch war, im neuen Jahre so rasch wieder in Nichts versinken. Ich habe mir unter dem neuen Jahr etwas wirklich Neues vorgestellt und mich lange gegen die trübe Erkenntnis gestraubt, daß es im Grunde kaum einmal besser war wie das alte. Aber von diesem Kinderglauben an das Neue bleibt in den meisten Menschen etwas stecken. Es ist so angenehm, zu glauben, daß man gerade so wie im Hauptbuch unter das Vergangene einen Strich machen und nun ganz unabhängig von allem Geistesleben von vorne und natürlich besser beginnen könne. Wenigen nur schwant es, daß alle Zeiteinteilung, auch die im Jahre, nur eines der dürftigen menschlichen Hilfsmittel ist, um uns an der Hand der großen Planetenruhr, der Sonne, überhaupt einigermaßen im Meer der Ewigkeit zurechtzufinden. Daran wird dem Neujahr eine übermäßige Bedeutung zugeschrieben, und die Formen, welche die Neujahrserfreuer annehmen, werden mit der Zeit nicht anmutiger. Drum treibt es mich, wenn einmal die Briefträger mit einer Stunde Verspätung und die großen Ledertaschen voll papierner Neujahrswünsche ankommen, hinaus in die Berge.

Auf die Suche nach dem Winter bin ich dann gegangen, nach dem Winter, der in seiner ganzen Herrlichkeit erst entdeckt worden ist. Es gibt keinen größeren Formen- und Farbenkünstler als ihn; aber sein Schönstes und Bestes zeigt er nur hoch oben in den Bergen.

Am blauen Nachthimmel strahlt noch der Morgenstern; er atmet, wie eine kleine Sonne. Ein Gefährte und ich steigen zum Seebuck auf. Das ist einer der jäh abstürzenden Kämme am Feldberg. Die Schneeschuhe tönen auf dem hartgefrorenen befesten Schnee und die Luft ist wie ein Eisbad. Im Südwesten hinter dem Sántis färbt ein blaugoldener Aetherschein sich immer dunkler und im Nordwesten hoch oben am Himmel fliehen Nebelwolken vor der aufgehenden Sonne. Sie aber segnet aus dem Verborgenen noch die Feinde, die sie verhüllen wollten und haucht sie auf der Flucht noch ruhig an. Bald ist der Himmel rein und hellgrüne Scheine legen sich auf die weiten Säureflächen. Es tagt. Die überhängenden Schneewächten und ihre Risse leuchten in gletschergrünem gedämpften Feuer. Aber draußen im Süden, von der Zugspitze bis zum Montblanc, ist alles ein großes Alpenglühn. Im Westen steht der Stamm der Vogesen wie eine blaue Mauer.

Da geht irgend etwas großartig Seltsames in der eisigen Tagesfrühe vor. Von den Schwarzwaldbergen sieht man nichts als das stolze Herzogenhorn mit seinen mächtigen Abstürzen. Aber im halben Höhe des Berges wogt ein graugrünes Meer, das sich bis zu den Alpen erstreckt. Wie rosige Märcheninseln schwimmen die Fittne in den bewegten Fluten. Drüben, von der schwäbischen Alp her, kommt es in mächtigen Bogen. Fast unsichtbar ist die Bewegung und mit jener ruhigen, dem Menschenauge nicht wahrnehmbaren Schnelligkeit, mit welcher die Bewegung alles Großen auf Erden vollzieht, ergießen sich die Fluten in den kleinen Tälern unter uns. Alles fällt dieses Meer aus und brandet nun schon an den Tannenwäldern um den Feldbergerhof. Am wildesten wälzt es sich vor Osten her. Da steigen die Sturzwellen auf, die oft wie erstarrt stehen bleiben. Immer höher stutet das Meer. Aber alles vollzieht sich mit einer lautlosen Ruhe. Man sieht die Brandung des weißen Gishtes nur, man hört sie nicht. Und jetzt wälzen sich die gewaltigen, Kilometerlangen, horizontal hintereinander herschiebenden Bogen über das Köpfe und fluten hinab, den Feldbergerhof und alles verschlingend. Einen Augenblick ist Ruhe in dem mächtigen Spiel. Da erhebt sich ein eisiges Beben in den Küsten, und wie ein Gott steigt die rotglühende Scheibe der glühenden Sonne hinter dem Sántis empor und wirft uns über das gewaltige Meer, das unter dem purpurnen Glanz erschauert, noch einen Morgenregen zu. Da rollt eine Woge heran und auch

wir sind mit der Seebuckspitze überflutet. So habe ich, der ich in Geographie und Naturgeschichte stets einen Fünfer hatte, am letzten Tag des alten Jahres das Zurameer gesehen, das vor Hunderttausenden von Jahren hier wogte, von Lyon bis ans bayerische Fichtelgebirge, nur in dem verdünnten Aggregatzustand eines Nebelmeers. Die Saurier, die Urgetime der Jurageit, die dieses Meer belebten, fehlten zwar; dafür tauchten aber wir zwei Neujahrslüchtige in den Fluten unter und gelangten nach einer tollen Fahrt im Ratnardihs Hof an, wo uns zwar keine Meererize, wohl aber eine Schwarzwaldbäuerin von ansehnlichen Dimensionen empfing und uns mit heißer Milch, Brot, Butter und Honig energisch unter die Arme griff.

Die Ratnardihsbäuerin gehört zu einem der alten Bauerngeschlechter, die seit Jahrhunderten um den Feldberg herum haufen, und die mehr eingewanderte Kelten als Allemanen sind. Sie süßet eine herbe Sprache, aber es kommt ihr dabei alles von Herzen. Ihr Mann, den jetzt die Erde deckt, war ein baumlanger Kelte mit einem scharfgeschnittenen geradlinigen Kopf. Er hat noch die Ansätze des Schneeschuhlaufens gesehen, aber nur ein Lachen dafür übrig gehabt. Wenn seine Verkehrslehre auf hohem Schnee war weit einfacher. Wenn er den Berg hinauf ging, band er sich einen großen Lederschurz vor, damit die Kniee nicht zu naß wurden. Bei der Heimkehr aber drehte er den Schurz nach hinten, zog ihn zwischen den Beinen durch und fuhr auf diesem primitivsten aller Schlitten wie der Teufel die steilsten Hänge herab. In der nämlichen Rasse gehörte sein Nachbar, der alte Pipfelbauer, der am letzten jedes Jahres mit einem Grastorb voll Kronentaler in die Stadt fuhr und sie dort auf die Spardasse brachte. Papiergeld nahm er keines und Gold auch nicht. Kronentaler mußten es sein, so rund und hart wie sein Schädel. Aber diese schönen Zeiten sind vorbei für die Bauern am Feldberg. Das Zeitalter der Industrie und des Kapitalismus hat ihnen den Meister gezeigt. Viele von den Nachkommen dieser alten Geschlechter laufen jetzt als ganze oder halbe Dorfklumpen herum und erzählen von früher, wo sie als junge Burfschen droben auf dem Feldberg in den Viehhütten tanzten und von der Kräuterbette, einer der wildesten aller Feldbergjungfrauen, mit deren Holzpantoffeln die Köpfe beschlagen bekamen.

Solcherlei weiß die Ratnardihsbäuerin noch vieles zu berichten. Aber es trieb uns fort, hinüber in die weiße Wunderwelt des Winterwaldes. Vor der Stille des Waldes verstummt alle Gesprächigkeit und in der Seele wird es selber still und weiß. Wir gleiten leise über weiche Kissen zwischen den glühenden Pfeilern und Säulen hindurch, in welche der Schnee, der Frost und der Wind die Tannen verwandelt haben. Wir fliegen unter dem feinen dichtverkeimten Astwerk der überhängenden Birken und Buchen dahin. Das sind die Festgizlanden des Winters und im Vorüberfliegen küssen die dünnen kalten Silberzweige unsere heißen Wangen. Alles Licht ist zu einer feierlichen dämmerigen Helligkeit gedämpft. Man hört nur das leise Zischen der Schneeschuhe und im Dahingleiten senken sich einem ganz leise wie Schneeflocken allerhand wunderliche stille Gedanken ins Herz.

Stundenlang ging so dahin. Bei einem mächtigen prasselnden Feuer, dessen knisternde Funken hoch oben auf den Schneepolstern der Tannenwipfel erstarben, wurde Mittag gehalten, und dann ging hinüber gegen das Herzogenhorn. Es dunkelte schon, als wir den stolzen Berg mit seinen mächtigen Abstürzen aufstiegen. Von oben war der Anblick der unter uns liegenden Bergwelt fast grausam kalt und düster. Aber in der Hütte wurde gleich gelocht und gebraten. Und nach einer Viertelstunde lagen wir, in warme Decken getwickelt, auf dem Boden. Dieser Friede herrschte in der Hütte, aber draußen hob ein wunderbares Vieh an. Ein Sturm brach los, der mehr als ein Lied war. Wie eine gewaltige Fuge brauste es mit gezogenen Registern auf der Riesenorzel des Waldes, die Balken ächzten und stöhnten, daß wir glaubten, die Hütte müsse über uns zusammenbrechen. Aber es brach nichts. Gegen Mitternacht legte sich der Sturm und als wir am anderen Morgen vor die Hütte traten, da hatte es einen halben Meter Neuschnee gegeben und bligend weiß, rein und vielversprechend lag die Welt im Neujahrskleid da.

H. Jendrich.

Kleines feuilleton.

Ueber den Musikantismus bei den Negern berichtet Charles Goniauz in der „Revue Bleue“. Er schildert eine musikalische Orgie, der er in einem Fondut, einem Karawanerail in Tunis beigewohnt hat: „Im Hintergrunde des Karawanerails, hinter einer Reihe von Kerzen, der weißen Mauer zu, ist die Ruba, ein Orchester von Negern, in Tätigkeit. Diese dunklen Männer gleichen komischen und dabei schrecklichen Schattenbildern. Ihre Augäpfel und Zähne glänzen Licht. Sie schütteln ihre wolligen Schwädel in immer schnellerer Bewegung und schwingen die Krakeßs, breite Zimbeln aus Bronze, die wie Barbierbeden aussehen. Jeder Musikant hat in jeder Hand zwei am Kupfergriffe gelöste Krakeßs und spielt damit wie mit Kastagnetten. Diese vier Zimbeln schlagen mit donnergleichen Tönen aneinander. In der Mitte der Ruba sind die Gumbrispieler, gleichzeitig Violonzellisten und Trommler. Die Seiten tönen und die Fieleshaut dröhnen. Auf ein Zeichen eines hochast dreinblösenden Schwarzen in ädneweißem Gewand, Musfah al Bahri, des Chefs dieses Orchesters, beginnen die Krakeßs und Gumbri in einem harrschenden Rhythmus zu spielen. Jeder Spieler

markiert den Text mit seinen Armen, mit dem Hals und Rückgrat und singt in senegalesischem Dialekt die Legende, die nun gemimt und getanzt werden soll. Vor den Musikanten biegt das Publikum von Regern und Regerrinnen den Leib von vorn nach hinten. Die Krakebs werden nach und nach leidenschaftlicher und die Regerr beginnen sich in den Hüften zu wiegen. In diesem Augenblick tritt ein Sudanese in rotem Leinwandlittel auf einen Teppich zwischen den Kerzen. Er scheint den Galopp der Zimbeln zu vernehmen, in seine Gestalt kommt Leben, er bewegt die Schenkel, dann den Kumpf, die Beine, das Gesicht, springt empor, fällt zurück, springt von neuem. Die Kupferbeden schlagen immer stärker aneinander und der Chor der gurgelnden Stimmen steigt an, tönt in die Nacht hinaus, zum großen Feigenbaum, der im Hof ganz im Silberlicht des Mondes getaucht dasteht. Der Springer reißt plötzlich die Arafia aus weißer Wolle ab, die sein langes Haar festgehalten hat, und dreht den Kopf auf seinen Schultern in einer Aufregung, die seine Beine und seine Hände ergreift. Die Trommeln donnern unter den immerzu beschleunigten Schlägen, die Gesänge werden wild, Augen rollen, Zähne werden gefletscht, die Regerrinnen und ihr Flitterschmuck sind in ein tolles Schwätzen geraten und der Mime wirbelt in einer solchen Raserei über den Teppich, daß seine herumgejagten Glieder unsichtbar werden. Um seinen Schatten fliegt nur das wollige Haar gleich der Mähne eines schenen Hoses. Plötzlich ein tiefer Ton — der letzte und der Regerr fällt wie eine tote Masse zu Boden. Was er vorgeführt hat, war der Tanz des langhaarigen Dämons Migezu. Ich wende mich um. Dem Höllenlärm ist eine erdrückende Stille gefolgt. Die Anwesenden lassen im Mondlicht wahnhaft starrende Augen sehen. Die Weiber halten die Arme in der Stellung, worin sie der letzte Ton überrascht hat. Diese Halluzination dauert einige Sekunden.

Nachdem man Atem geschöpft hat, kündigt Mussah al Bahri die Ankunft des Sultans Ali Gaigi an. Dieser mächtige Herr von Bornu zeigt sich in Gestalt eines riesigen Regers, mit einem Gesicht, das man für gewohnt und mit einer Würste zum Glänzen gebracht halten könnte. Ihm zu Ehren präludivert das Orchester in tiefen Tönen und die Sänger stimmen ein Lied an. Die Menge der Schwarzen verbeugt sich in sichtlich Bewegung. Nach einigen vornehmen Quersprüngen kniet der Sultan auf dem Teppich, dann auf allen Vieren vor den Kerzen nieder. Frauen und junge Senegalesen mit vorgeschobenem Unterleibe schreiten ehrfurchtsvoll vor, grüßen den Monarchen, der von den Krakebs angegebenen Tonfolge gemäß, und beginnend Soudstücke auf ihn zu werfen, einer nach dem andern. Die Gumbriß geraten in Hitze, die Zimbeln werden wild, die Chöre brüllen. Schnell, schnell! Es gilt, Ali Gaigi umgestäubt die Steuer zu zahlen. Der knieende Sultan schüttelt unzufrieden den Kopf. Die Geldstücke fangen nun an, ihm auf den Hals zu regnen. Der Reiter der Ruba schlägt mit aller Macht auf sein großes Kamtani und der Wahnsinn der Freigebigkeit ergreift die Menge. Die am weitesten vom Fondul ernannten Regerr rennen herbei. Sie fällen ihre Hand mit den Kupferstücken und schleudern sie, so schnell es die Kadenz der Ruba gebietet, auf den Sultan. Der schlaue Mussah al Bahri hat auf diese Art seinen Glaubensgenossen ihre Ersparnisse herausgelockt. Er wird sie nun zum Lohn mit Parmonien bewachen. Zwei hochgewachsene und schlante junge Mädchen wichten im Mondlicht ihre in Silber, Scharlach und Smaragdgrün gekleideten Gestalten empor. Diese Regerrinnen halten Anklitel in der Hand. Die Sänger präludivert schmachend und die Krakebs berühren sich ganz leise. Die Finger gletten über die Gumbriß und bringen dünne Töne hervor. Diese seltsame sanfte Melodie ruft die Vorstellung eines afrikanischen Flusses hervor. Da läßt das Mädchen einer Saite die Zuschauer jäh aufspringen. Ist es ein Rhinoceros oder ein Krokodil, das aus dem Wasser gestiegen ist? Die jungen Mädchen führen, mit ihren Ankliteln rudernd, eine pantomimische Mächt von wachsender Erregtheit vor. Und plötzlich wieder Friede. Es folgt der Tanz des Reiters Waragi, der alle Gangarten des Pferdes wiedergibt. Auf diese Art vermögen die Regerr mit ihren primitiven Instrumenten, durch einen unendlichen Wechsel des Tactes und der Akzente alle ihre Empfindungen ihrer einfachen Seelen auszudrücken. Sie genießen dabei unvorstellbare Sensationen. Der Fanatismus des Kamtani kann bis zur Preisgabe des Lebens in einem Delirium der hypnotisierten Sinne gehen. Am Morgen dieser Nacht hatte die Zuhörererschaft, nach 10stündigem, ununterbrochenem Loben den Verstand verloren. Die dämonischen Spieler schlangen rasend die Beiden, Schaum vor dem Munde. Die Sänger heulten mit verdrehten Augäpfeln. Auf dem Teppich bestien Frauen, wie von bösen Geistern besessen. Andere fielen mit ausgebreiteten Armen in Ekstase rücklings zu Boden und ein Regerr, halb tot vor Krämpfen, ließ sich den Dämon des Windes, der in ihn gefahren war, aus den Ohren herausziehen. Als die Sonne die Szene erleuchtete, schlugen die letzten Musiker in epileptischen Zudungen noch immer die Beiden, ohne ihrer Kerben Herr werden zu können."

Kulturgeschichtliches.

Schulunterricht vor 4000 Jahren. Der amerikanische Orientalist Professor H. W. Hilprecht hat in der Nähe von Nipur Ausgrabungen veranstaltet und dabei 10 000 Keilschrifttafeln gefunden, die nichts anderes als Schultafeln darstellen. Die Tempelschüler in Babylon bedienten sich ihrer beim Unterricht. Aus dem

Zustand dieser Schreibrübungen läßt sich, wie Dr. Max Maas in der Frankfurter Wochenschrift „Umlchau“ berichtet, ganz deutlich erkennen, wie der Priester den Unterricht in einer solchen Tempelschule erteilte. Auf der linken Seite der Keilschrifttafel wurde vom Lehrer die Aufgabe vorgeschrieben. Der Schüler kopierte sie dann rechts. War der Lehrer mit der Leistung zufrieden, so kratzte er die rechte Seite der oberen Tonlage ab. Die Abschrift des Schülers hat die vorgeschriebene Aufgabe des Lehrers auf vielen beschädigten Tafeln vervollständigen helfen. Die meisten dieser uralten Schreibrübungen enthalten Rechenaufgaben, in denen sehr oft die Zahl 12 960 000 wiederkehrt. Die Zahl scheint auf die Platonische hinzuweisen, und der Münchener Orientalist Professor Fritz Hommel hat sie durch die Plöthnerperiode zu erklären versucht, die aus Präzessionsperioden (500 X 25 920 = 12 960 000) gleich platonischen Jahren besteht. Die Schüler zu Nipur müssen also das Vorrücken der Tage und Nachtgleiche bereits gekannt haben. Hilprecht weist auch darauf hin, daß viele Jahrtausende vergangen sein müssen, ehe man den Monaten des Jahres Namen gab. Die Sonne muß beim Frühlingsanfang damals im Zeichen des Krebses oder gar des Löwen gestanden haben, wenn die Monatsnamen Elul und Tammuz für Februar und März einen Sinn haben sollen. Der Wiener Astronom von Littrow hat das Jahr 6770 v. Chr. als den Zeitpunkt bezeichnet, in welchem der Frühlingspunkt im Zeichen des Krebses lag. Die beiden Monatsnamen stammen also aus dem siebenten oder achten Jahrtausend vor Christi Geburt.

Medizinisches.

Frostschäden und ihre Behandlung. Die künstliche Blutstauung, die namentlich durch Arbeiten von Professor Bier tisch zu hoher Bedeutung in der Heilkunde gelangt ist, scheint noch einer großen Vielseitigkeit in der Anwendung entgegenzugehen. So hat Professor Karl Ritter in neuester Zeit zuerst durch einen Aufsatz in der „Deutschen Zeitschrift für Chirurgie“ darauf hingewiesen, daß die künstliche Blutstauung zur Heilung von Frostschäden benutzt werden könne und seine Fachgenossen aufgefordert, die von ihm vorgenommenen und geschilderten Versuche nachzuprüfen. Diese Anregung hatte damals wenig Erfolg, und auch Professor Ritter selbst konnte erst über zwölf Fälle berichten. Unterdes haben sich seine Erfahrungen auf mehr als 150 Beobachtungen vermehrt, und man wird jetzt nicht umhin können, den Ergebnissen dieser Versuche Aufmerksamkeit zu widmen. Nun braucht man nur irgendeine große Zeitung zur Hand zu nehmen, um im Anzeigenteil die Anpreisung von Mitteln gegen Frostschäden aufzufinden, und selbstverständlich ist jedes dieser Mittel unfehlbar. Die Verträge sind gegen dieses Arsenal von Medikamenten sehr spezifisch und waren bis auf die letzte Zeit überhaupt fast verzweifelt an der Heilung von Frostschäden, da die Wissenschaft bei schweren Fällen kaum einen sicheren Weg zeigte. Vielleicht hat ein grundsätzlicher Irrtum darin gelegen, daß man unter den dabei hervortretenden krankhaften Erscheinungen auch die Entzündung unter allen Umständen bekämpfen wollte, die nun durch eine Blutstauung geradezu heraufbeschworen wird. In einem dem Erfrieren ausgefetzten Körperteil stellt sich schon im natürlichen Verlauf eine Blutstauung ein, wie die Dunkelstäubung der betreffenden Körperstelle zeigt. Diese Erscheinung kann an sich gewiß nicht schädlich sein, sondern muß als ein Versuch, den die Natur zur Abwehr eines Schadens macht, aufgefaßt werden. Der erste von Professor Ritter behandelte Fall bezog sich auf Frostschäden, die zur Bildung von Geschwüren an den Fingern eines Knaben geführt hatten. Durch einen festen Verband um den Oberarm wurde eine starke Blutstauung veranlaßt und die außerdem mit antiseptischer Gaze bedeckten Geschwüre vernarbt dann in zehn bis vierzehn Tagen vollständig. Damit war die alte Ansicht, daß eine Blutstauung eine schädliche Rolle bei der Entstehung von Frost spielt, nachhaltig erschüttert. Die Beobachtungen von Professor Ritter haben die durch die ersten Versuche gegebene Hoffnung durchaus bestätigt und außerdem dazu geführt, außer der gewöhnlichen Art, die Stauung zu erzielen, noch die Anwendung heißer Luft hinzuzuziehen, die namentlich bei bleichsüchtigen Patienten zu empfehlen ist. Nur wenn der Kranke an besonderer Schwäche leidet, kann die künstliche Blutstauung nicht vorgenommen werden; im übrigen scheint sie sich ebenso bei akuten Verletzungen wie bei der chronischen Neigung zu Frostschäden zu eignen. Sie darf aber nicht von zu geringer Dauer sein, vielmehr hat Professor Ritter eine Zeit von sechs bis zwölf Stunden als notwendig angegeben, und unter Umständen ist es nicht einmal nötig, daß der Patient dabei seine Arbeit ruhen läßt. Der Segen dieser ärztlichen Neuerung wird von unzähligen Leuten empfunden werden, namentlich von den Bedauernswerten, die immer wieder aufs neue Wunden und Geschwüre durch Frost an ihren Gliedmaßen erleiden. Ein besonderer Vorzug des Stauungsverfahrens liegt gerade darin, daß die Narben nicht wieder aufbrechen. Alle anderen Mittel, z. B. die Behandlung mit Jodtinktur, leisten entschieden weniger. Wie wirksam die Blutstauung bei diesen Erkrankungen ist, geht am besten daraus hervor, daß die zu Frost neigenden Leute dadurch sogar ihre oft bewährte Fähigkeit verlieren, plötzliche Witterungswechsel als treue Barometer vorher zu verspüren. Es muß nun noch besonders hervorgehoben werden, daß die Blutstauung nur bei örtlichen Frostschäden angewandt werden darf, nicht aber bei solchen, die eine große Verbreitung über den Körper erreicht haben.